

## Den Rausch erkunden

“The great thing about the jazz world, and all the kids that enter into it, is that no one, not a soul, cares what your class is, or what your race is, or what your income, or if you're a boy, or a girl, or bent, or versatile, or what you are... you meet all kinds of cats, on absolutely equal terms, who can clue you up in all kind of directions.”

(Colin MacInnes: *Absolute Beginners*, 1959)<sup>1</sup>

Was wäre aus der bisherigen Rauschpraxis zu lernen?

Menschen machen ihren Rausch, nicht Substanzen, nicht Drogenkartelle, Pharmakonzerne oder die Weltverschwörung der Reptilien. Menschen treffen die Entscheidung, einen bestimmten Rausch aufzusuchen oder anzustreben, und werden dafür ein passendes Mittel oder einen passenden Weg finden, wenn es ihnen irgend möglich ist. Wenn sie nicht finden, was sie suchen, oder wenn sich das Rauschbedürfnis festfährt, kann es zum abhängigen Rausch kommen, aus dem es jedoch den Ausweg in die Nüchternheit nicht gibt – die Frage wäre, welchen anderen Inhalt ich dem Rausch geben kann, in welcher Umgebung (Setting) und mit welcher Erwartung (Set) ich ihn aufsuche, um mich aus dem abhängigen Rausch zu befreien. Ob ein Loop als Festfahren oder als angenehme Routine funktioniert, hängt ja vor allem davon ab, ob er zwanghaft erlebt wird.

Es ginge darum, das instrumentelle Verhältnis zum Rausch zu überwinden. Den Rausch entfalten und ihn nutzen gehören zusammen; er kann erst richtig genutzt werden, wenn er sich entfalten kann und verstanden wird.

Zunächst: angstfreie Situationen schaffen. Sowohl für sexuelles wie für rauschhaftes und anderes Zusammenspiel scheint mir der Songtitel „Im Zweifel für den Zweifel“ von Tocotronic ein gutes Motto zu sein, in vielerlei Hinsicht.

In der Praxis haben sich – gerade bei Erstversuchen – Tripsitter bewährt, Reisebegleiterinnen, die den Rausch, der aufgesucht werden soll, schon erkundet haben; die Risiken und günstige Bedingungen kennen; die im Gespräch vorher und währenddessen herauszubekommen versuchen, was den Berauschten besonders gut tut oder für sie besonders unangenehm ist. (Das ist überhaupt eine gute Methode und Gelegenheit, um sich gegenseitig besser kennenzulernen.) Idealerweise ergibt sich daraus, wie in der Feierszene oft zu beobachten, eine „Reisegruppe“ von stärker und weniger stark Berauschten, die sich umeinander kümmern und die Rauschwirkung teilen. Egal, wie erfahren die Beteiligten sein mögen – es liegt im Wesen des Rauschs, stets noch gute und üble Überraschungen bereitzuhalten. Wie gut die Reise vorbereitet ist, zeigt sich gerade dann erst, wenn etwas schiefgeht oder auch wenn es darum geht, schöne Wendungen zuzulassen.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> zit. nach Davenport-Hines, „Pursuit of Oblivion“, S. 378

<sup>2</sup> Nützlich für Notfälle: Ronald Rippchen: „Was? Tun! – Konkrete Erste-Hilfe-Tips bei Drogenproblemen“, Der Grüne Zweig 251, Löhrbach o.J.

Langsame Übergänge sind anfangs stets vorzuziehen, also Rausch auslöser oder Einnahmeformen, die den Rausch allmählich einsetzen und ausklingen lassen. Das wirkt auch der verbreiteten Vorstellung entgegen, der Rausch wäre das völlig Andere, in das der Berauschte weggebeamt werden muß, und macht viel deutlicher, in welchem Maß der Rausch vom Gehirn selbst, vom Menschen selbst gemacht wird. In den Übergängen in den Rausch ist besonders viel über sich selbst und die eigene Lage zu erkennen. (Hier aber nicht den „Substanzfaschismus“ durch eine Fixierung auf eine Einnahmeform ersetzen – es kann durchaus auch gerade ums Wegbeamen gehen.)

Sich an alles herantasten wie die ersten Säugetiere, die Ratten, auf der Suche nach den günstigen Mengen, den möglichen Reihenfolgen und Mischungen. Kein Sport. Zeitversetzte Effekte beachten: Rauschmittel einnehmen heißt meist „Zeitbomben“ legen, Wirkungen verursachen, die erst nach einer Weile einsetzen und erst nach einer weiteren Weile wieder nachlassen; Nachwirkungen, vom „Kater“ über – gewollte oder ungewollte – Persönlichkeitsveränderungen bis zum Risiko der Gewöhnung oder Abhängigkeit. Sich immer wieder befragen, ob das, was sich vom Rausch versprochen wurde, eintritt; ob es andere Möglichkeiten dafür gäbe. Abwägen, was der Rausch an Geld, Zeit, Aufwand, körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen „kostet“, und ob es das „wert“ ist. Genau darauf schauen, welche Faktoren sich ungünstig auf den Rausch auswirken, ob sie vermeidbar sind oder nicht; ob sie systematisch auftreten und wenn ja, warum.

Die Vielfalt der möglichen Rauschwirkungen und Rauschentfaltungen auf dem Schirm behalten. Versuchen, nicht zu versuchen, den amtlich vorgeschriebenen Rausch zu erleben, der bei der gewählten Methode oder Substanz „normal“ wäre. Sich so bewußt wie möglich darüber sein, daß man immer einen eigenen Rausch erleben wird, der zwar meist allerlei Gemeinsamkeiten mit anderen Rauschen aufweist, doch gerade in seiner Einzigartigkeit, seinen überraschenden Anteilen so besonders, großartig und vielleicht wichtig sein wird.

Die Rahmenbedingungen, Set und Setting, als wesentliche Faktoren für die Rauschwirkung im Blick behalten. Wie es einem geht, wonach einem gerade ist und wer oder was um einen herum ist, macht bereits einen Großteil des Rauschs aus. Und es bildet letztlich das entscheidende Kriterium dafür, ob es ein gutes Rauscherlebnis wird: das Wohlbefinden aller Beteiligten. Das ist nicht selbstverständlich oder selbsterklärend. Über diese Dinge reden; auch darüber, was sich durch die erlebten Veränderungen alles verändert: an der Selbstwahrnehmung, am Weltbild.

Rausch ist – laut Ludwig Klages Ekstase-Theorie – erst dann Rausch, wenn der Sündenbock Geist bzw. Selbst nicht mehr dabei ist, sondern außer mir, wodurch sich Benjamin, der noch im Rausch geistvoll bleibt, nicht stören lassen muß. Denn ein Ekstatiker, der Kopf und Bauch nicht anders integrieren kann als durch Verteufelung oder Ausklammern des Kopfes, wird hoffentlich überboten von jenem, der sein seelisches Dahinfluten und trotzdem Mitdenken relativ plausibel zu synthetisieren vermag.<sup>3</sup>

Was alles überhaupt erst als Variable erkennbar wird. Was an der Art und Weise auffällt, wie miteinander kommuniziert wird, wie zum Beispiel die Ausschlußkriterien innerhalb der Gesellschaft beständig hergestellt

---

<sup>3</sup> Ulrich Holbein, „Typologie der Berauschten“, S. 81

werden, wenn sich die Menschen gegenseitig fragen: „Was machst du?“, „Woher kommst du?“, und ebenso automatisch darauf antworten. Oder gleich: „Wer bist du?“ – „Eine Studentin.“

*„Die Angst vor den Gedanken verlieren.“ (Lena Stoehrfaktor)*

Versuchen, von der Vorstellung loszukommen, daß besonders tief drin in einem ein besonders übler Abgrund lauert – dem Julien Coupats fröhliche Formulierung entgegenhalten: „Unser Innerstes ist unser Globalstes.“ Je weiter sich selbst auf den Grund gegangen wird, je weiter sich in die innersten Grundfunktionen begeben wird, desto mehr Ähnlichkeiten mit immer mehr Menschen und immer mehr anderen Lebewesen sind zu entdecken. Was die Unterschiede umso deutlicher zutage treten läßt.

Sich vielleicht an waghalsigere Gedanken herantrauen: Daß der Rausch, der in irgendeiner Form fast immer stattfindet, als stetiges Suchen nach einer Grenze erscheint; daß er aber als Dauerzustand eher keine Grenze bezeichnet, sondern einen Bereich, wir also immer am Rand leben, oder besser: im Rand, in dem Bereich Rand. Was das Gegenteil zur mathematisierenden Vorstellung eines Extrems darstellt, in welcher es genau diese Grenze, diesen bestimmbareren Punkt gibt.